

(Nachdruck verboten.)

44]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Der Verwalter teilte ihm mit, er sei bereits diesem Wunsche zuvorgekommen. Schon im Laufe des Nachmittags, nachdem er sich von der Bedeutung des Unglücks überzeugt hatte, er nach Madrid gedrahtet. Wahrscheinlich befand sich der Doktor bereits unterwegs und mußte den folgenden Morgen eintreffen.

Darauf fuhr Don José fort, die Ärzte, die im Zirkus Beistand geleistet hatten, zu befragen. Diese zeigten sich, nachdem ihr erster Schreck vorüber war, vertrauensvoller. Es sei möglich, daß er am Leben erhalten werden könne. Sein Organismus sei so lebenskräftig. . . . Das Schlimme sei die furchtbare Erschütterung, die er erlitten, das Schütteln auf den Hörnern, das einen andern sofort getötet haben würde. Aber er sei aus der Bewußtlosigkeit erwacht und wieder seiner Sinne mächtig, obschon die Schwäche noch groß sei. . . . Was die Wunden anbelange, so hielten sie sie nicht für gefährlich. Der Arm sei wenig verletzt, vielleicht werde er etwas von seiner Geleugtheit einbüßen. Mit dem Bein stehe es etwas schlimmer; der Knochen sei gebrochen, was eine lebenslängliche Lähmung im Gefolge haben könne.

Don José, der alle Anstrengungen gemacht hatte, um seine Gemütsruhe zu behalten, als vor einigen Stunden alle den Tod des Matadors für unvermeidlich hielten, wurde freibleich, als er dies vernahm. Sein Maestro lahm! . . . Dann werde er ja nicht mehr auftreten können!

Die Ruhe, mit der die Ärzte von der Möglichkeit sprachen, daß Gallardo zum Stierkampf untauglich werden könne, erregte in ihm eine ungeheure Entrüstung.

„Das kann nicht sein. Ich glaube es nicht. Halten Sie es für logisch, daß Juan lebt und keine Stiere mehr tötet? Ich kann es nicht fassen. Wer sollte die Dücke ausfüllen? Ich wiederhole es, das ist unmöglich. Der erste Mann der Welt, und er sollte zurücktreten?“

Die Nacht brachte er wachend mit den Angehörigen der Cuadrilla und dem Schwager Gallardos zu. Dieser war bald im Krankenzimmer, bald oben im ersten Stock, um die Frauen zu trösten, und er ließ es nicht zu, daß diese hinunterkamen. Sie mußten gehorchen und dem Kranken Aufregungen ersparen. Juan sei sehr schwach, und diese Schwäche beunruhige die Ärzte mehr als die Wunden.

Am folgenden Morgen eilte der Verwalter zum Bahnhof. Der Madrider Schnellzug kam an, und mit ihm Doktor Ruiz. Er kam ohne jedes Gepäck, nachlässig wie immer gekleidet, und lächelte in seinen gelb-weißen Bart hinein, während die Bewegung seiner kurzen Beine den Schmerzbauch unter der aufgekнопften Weste erzittern machte.

Er hatte die Nachricht in Madrid erfahren, als er vom Stiergefecht kam; es waren junge Tiere vorgeführt worden, um einen Neuling im Stierfechten einzuführen. Ein Nummenschanz, bei dem er sich sehr amüsiert hatte. . . . Und er lachte nach einer müden Nacht im Eisenbahnwagen, indem er an dieses groteske Schauspiel dachte, als hätte er die Ursache seiner Reise vergessen.

Als er in das Zimmer des Stierfechters eintrat, dessen Schwächezustand den äußersten Grad erreicht zu haben schien, öffnete Gallardo die Augen und erkannte ihn, wobei ein vertrauensvolles Lächeln über sein blasses Gesicht glitt. Nachdem Ruiz in einer Ecke leise mit den Ärzten, die den ersten Verband angelegt hatten, gesprochen, trat er mit entschlossener Geberde an den Kranken heran.

„Nur Mut, mein Bursche. Diesmal wird es noch glimpflich ablaufen. Du kannst von Glück reden!“

Und sich zu seinen Kollegen wendend, fuhr er fort:

„Was der Kerl für einen Organismus hat! Ein anderer würde uns zu dieser Stunde nichts mehr zu schaffen machen.“

Er untersuchte ihn sodann mit großer Sorgfalt. Eine gefährliche Verwundung! Kein Zweifel. Aber er hatte schon viele überstanden! In den Krankheitsfällen, die er gewöhn-

liche nannte, zögerte Ruiz unentschlossen und getraute sich selten, eine Meinung abzugeben. Aber die Verwundungen durch Stiere waren seine Spezialität, in der er stets die unglaublichsten Heilungen erzielte, als ob die Hörner gleichzeitig die Wunde und die Heilung verursachten.

Von einem, der nicht auf der Stelle getötet wird, sagte er, kann man fast immer mit Sicherheit erwarten, daß er davonkommt. Die Heilung ist weiter nichts, als eine Frage der Zeit.

Im Laufe der nächstfolgenden drei Tage hatte sich Gallardo entsetzlichen Operationen zu unterziehen und raste vor Schmerz, da sein Schwächezustand die Anwendung von Chloroform nicht zuließ. Aus einem Bein entfernte Doktor Ruiz verschiedene Knochensplitter, Teile des gebrochenen Oberschenkelbeines.

„Wer hat behauptet, daß Du untauglich zum Stierfechten werden solltest?“ rief in froher Zudersicht der Doktor aus. „Du wirst weiter fechten, mein Sohn, und noch manchen Beifall ernten.“

Der Verwalter stimmte diesen Worten bei. Dasselbe habe auch er geglaubt. Wie könnte dieser Bursche schon jetzt sein Leben beschließen, er, der der erste Mann der Welt war? . . .

Doktor Ruiz hatte angeordnet, daß die Familie des Stierfechters in die Wohnung Don José's übersiedelte. Die Frauen störten nur, und während der Operationsstunden war ihre Nähe unausstehlich. Ein Stöhnen des Stierfechters genügte, um augenblicklich, wie ein schmerzliches Echo, den Angstschrei der Mutter und der Schwester zu wecken, und Carmen, die sich wie eine Wahnsinnige geberdete, mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, um nicht ans Bett Gallardos zu eilen.

Der Schmerz hatte die Frau umgewandelt und ihren geheimen Haß gänzlich aufgelöst. Ihre Seufzer entsprangen oft dem Gefühl der Reue, da sie sich selbst ohne ihren Willen die Schuld an diesem Unglück zuschrieb.

„Ich bin an allem Schuld, ich weiß es,“ sagte sie verzweiflungsvoll zum Nacional. „Wie oft hat er gesagt, er wünsche von einem Stier erfaßt zu werden, um ein Ende zu machen. Ich bin sehr schlecht gegen ihn gewesen, ich habe ihm das Leben verbittert. . . .“

Der Vanderillero bemühte sich vergeblich, den Vorfall bis ins Kleinste zu beschreiben, um ihr zu beweisen, daß das Unglück durch einen reinen Zufall gekommen sei. Nein, nach ihrer Auffassung hatte Gallardo ein für alle Male abschließen wollen, und wäre der Vanderillero nicht eingesprungen, so hätte man ihn tot aus der Arena getragen.

Als die Operation beendet war, kehrte die Familie ins Haus zurück.

Carmen trat leisen Schrittes, mit gesenktem Blick, als schämte sie sich ihrer früheren Feindseligkeiten, in das Zimmer des Verwundeten.

„Wie geht es Dir?“ fragte sie, indem sie eine seiner Hände in die ihrigen legte.

So verharrte sie lange, schweigend und verschüchtert, in Gegenwart von Ruiz und anderen Freunden, die nicht vom Bette des Verwundeten wichen.

Wäre sie allein gewesen, sie würde wahrscheinlich vor dem Gemahl auf die Knie gefallen sein und ihn um Verzeihung gebeten haben. Der Arm! Sie hatte ihn durch ihre Grausamkeit zur Verzweiflung und in den Tod getrieben. Es mußte alles vergessen werden. Und ihr wunderbares Gemüt strahlte aus ihren Augen mit einem Ausdruck liebender Hingebung und Selblosigkeit, einer Mischung von Frauenliebe und mütterlicher Bärtlichkeit.

Gallardos Körper schien durch die ausgestandenen Schmerzen kleiner geworden zu sein, abgemagert, welk. Von dem stattlichen, das Publikum durch seine Tollkühnheit entflammenden Burschen war nichts übrig geblieben. Er klagte über seine Untätigkeit, über das zur Unbeweglichkeit verurteilte, schwer wie Blei wiegende Bein. Die bei vollem Bewußtsein überstandenen schweren Operationen schienen ihn erschlaft zu haben. Seine frühere Gleichgültigkeit gegen Schmerzen war verschwunden, und er stöhnte beim leisesten Unbehagen.

Sein Zimmer war zu einem Versammlungsort geworden, wo im Laufe des Tages die hauptsächlichsten Aficionados vortrugen. Der Tabakrauch vermischte sich mit dem Dunst des Jodoforms und anderer starken Gerüche. Auf den Tischen standen durcheinander zwischen Arzneien, Verbänden und Instrumenten verschiedene Flaschen Wein, aus denen den Besuchern angeboten wurde.

„Es hat nichts zu bedeuten,“ riefen die Freunde, die dem Stierstecher Mut machen wollten. „In ein paar Monaten kannst Du wieder sehten. Du bist in guten Händen. Doktor Ruiz kann Wunder tun.“

Der Arzt war ebenfalls voller Zuberficht. „Der ist bald wieder auf den Beinen, sag' ich Euch. Seht ihn an, wie er paßt. Ein Kranker, der raucht! . . .“

Der Doktor, der Verwalter und einige Mitglieder der Cuadrilla blieben bis zu vorgeschrittenen Nachtstunden bei dem Verwundeten. Wenn Botage kam, hielt er sich gewöhnlich in der Nähe eines Tisches auf, um die Flaschen im Bereich seiner Arme zu haben.

Die Unterhaltung zwischen Ruiz, Don Jozé und dem Nacional drehte sich stets um die Stiere. Es war unmöglich, mit dem Verwalter zusammen zu sein und über etwas anderes zu reden. Sie besprachen die Fehler sämtlicher Matadore, erörterten ihre guten Eigenschaften und die Honorare, die sie bekamen, während ihnen der Kranke in gezwungener Unbeweglichkeit zuhörte, oder, durch das Geflüster der Unterhaltung eingeschlüfert, in eine Art Traumbzustand versiel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Verehrte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

So wird das Weidenhäuschen geliebt von zehn Kindern. Sie tragen es in ihrem Herzen. Und wenn sie, selbst erwachsen, heimkehren, dann eilen sie den Berg hinan, als ginge es zum Stelldichein, nur, um so bald wie möglich die Schornsteinspitze vor Augen zu haben.

An jedem ersten Novembertag sitzen Jakob und Dorte im Weidenhäuschen und warten auf das Kommen der Kinder, die auf all den verschiedenen Fußsteigen eintreffen. Für diese Familie ist dieser Tag der jährliche Festtag geworden. Lange vorher schon gelten ihm alle Gedanken und alle Worte. Jakob und Dorte sprechen von nichts anderem in der ganzen Welt als von den Kindern: ob sie sich gut führen und wie sich ihr Leben überhaupt gestaltet.

Jakob, der Weidenhäusler, versäumt niemals seine Arbeit. Selbst wenn ihm so eidend zu Mute ist, daß er morgens auf dem Fußsteig wie ein krankes Pferd zwischen den Strängen hin und her schwankt, auf seinen Posten verfügt er sich trotzdem. Am 1. November jedoch bleibt er zu Hause. Er schüßt Krankheit vor, oder er findet seinem Arbeitgeber gegenüber irgend einen anderen Vorwand; denn er sieht wohl ein, daß er unmöglich den wahren Grund angeben kann. Seinen Tagelohn verlieren, um zu Hause mit seinen Kindern zusammen zu sein, das ist eine Weichherzigkeit, die ein Mann in Jakobs Stellung nicht verantworten kann. Er versucht es auch gar nicht. Er weiß gut, daß es nicht stattfinden darf, er kann nur einfach nicht widerstehen.

Wenn Jakob eines Abends kurz vor dem 1. November seine Arbeit verläßt, geht er zum Höler und macht dort größere Einkäufe an Kaffee, Zucker, Zwieback und Kringeln. Und dann kauft er auch einen Viertel Liter alten Rum. Das Ungewöhnliche dieses seltenen Getränks erhöht die Festlichkeit des Tages; sein Duft und die schöne dunkelbraune Farbe hebt den Mut. Aber er begreift gut, daß er hier die Wege der Leppigkeit und des Luxus wandelt; daher steckt er auch heimlich die Flasche in die Tasche, damit niemand sie zu sehen bekommt. Er tut ganz verächtlich — aber es ist nun einmal Sitte geworden, daß er am 1. November zu seinem Kaffee ein Gläschen alten Rum genießt. Und vor allen Dingen will er nicht, daß von dem Glanz dieses Tages auch nur ein Titeltchen verloren geht.

An diesem ersten Novembertag funktelt Dortes Ofen stärker als an irgend einem anderen Tage des Jahres. Die beiden baumwollenen Vorhänge vor dem Alkovenbett hängen — frischgewaschen — in frischen, keifen Falten.

Tag für Tag, wenn die Zeit heranrückt, ordnet und putzt sie an allem herum, damit alles in bester Ordnung ist. Schon lange vorher sind sich die beiden Alten gegenseitig behilflich, die alte Hütte auszubessern, zu verkleben und zu tünchen und das Dach zu flicken, wo immer es not tut. So sorgfältig wie möglich richten sie alles her und verschönern alles, damit den Kindern auch in Zukunft noch das alte Weidenhäuschen gefällt.

Jakob und Dorte sind am 1. November in aller Frühe auf den Beinen. Es gibt nichts zu tun, aber sie können nicht schlafen. Jakob hat sich rasirt und sich das erste Gläschen Rum genehmigt, er geht jetzt hinaus, um noch einmal nachzusehen, ob auch alles so ist, wie es sein soll; er geht wieder hinein, und er und Dorte unterhalten sich darüber, welch ein Glück es ist, daß das Wetter sich heute so gut anläßt. Fast den ganzen Vormittag sind sie allein. Sie blicken zum Fenster hinaus und auf die alte Uhr.

„Nun dauert's nicht mehr lange, dann kommen sie“, sagt Jakob einmal ums andere.

Sie gehen wohl auch hinaus bis an den Hausgiebel und spähen sehnsüchtig die Fußsteige hinunter.

Der erste, der da kommt, ist Peter. Seine Hosen stieden in ein Paar langen, funkelnegeleuten Schafstiefeln; die Narben des Leders sind noch deutlich sichtbar. Peter ist schon rundrückig. Er stolpert über den Fußboden wie ein alter Mann und setzt sich, als sei er sehr müde.

Und doch ist er nur neunzehn Jahre alt. Aber er hat von jeher zu schwer gearbeitet; seit zwei Jahren verrichtet er schon ganze Knechtsarbeit. Peter will nämlich Geld haben, viel Geld.

„Naa,“ sagt der Vater und steckt sich, belebt durch des Sohnes Anfunft, ein frisches Stück Kautabak in den Mund. „Naa, Peter, Du hast Dir wohl ein Paar Stulpstiefel zugelegt?“ Jakob beäugt scharf die neuen Stiefel und befühlt das Leder.

„P—ti“, Jakob Weidenhäusler spuckt einen Strahl in weitem Bogen aus, „die sind warm und gut!“

Peter zieht die Strippen hoch, und seine Augen folgen der feinen, roten Saffianante, die der Schuster als Abschluß oben angebracht hat. „Aber sie waren auch teuer,“ seufzt er.

„Ach, das kannst Du Dir schon erlauben, mein Vester. Bei dem Lohn, den Ihr heutzutage kriegt — P—ti!“

Peter murmelt: „Na, na.“

„Du bleibst wohl auf Deinem Platz, Peter?“

„Ja.“

„Das ist recht; das hab' ich gern!“

„Ach — was, Dred!“

Peter blickt unentwegt vor sich nieder und ist so merkwürdig schweigsam und verdrossen.

Die Mutter bemerkt es. „Dir ist doch nichts?“ fragt sie.

„Ach nein, nichts weiter.“

„Du bist doch nicht etwa krank?“ Es zittert wie Angst in ihrer Stimme.

„Nein, aber — es fehlen mir in der Kasse noch zehn Kronen an dreihundert.“

Die Mutter schlägt eine laute Lache auf. „Du bleibst Dir doch immer gleich, ha, ha, ha!“

Jakob Weidenhäusler aber lächelt vor sich hin, voll heimlichen Stolzes und auch darüber, daß dies der Grund der Verstimmung war.

Peter verzieht keine Miene. Er legt das Geld auf den Tisch und zählt. Die Eltern rücken zusammen und helfen ihm; sie lassen die Banknoten und das Silbergeld immer wieder durch die groben, knöchigen Finger gehen.

Es wird aber nicht anders, die zehn Kronen fehlen.

„Das ist ärgerlich,“ sagt Peter. „Es ist nur, weil ich die Stiefel kaufte. Das war dumm!“

Er sitzt und starrt das Geld an, das geordnet vor ihm auf dem Tische liegt. Und als könne er den Gedanken nicht loswerden, fragt er den Vater: „Kannst Du mir nicht die zehn Kronen leihen?“

„He, nein, das kann ich nicht, Peter, ich schulde noch dem Höler.“

„Das ist doch des Teufels!“

Nach einer Weile fragt der Vater: „Wozu sparst Du denn nun eigentlich das Geld, Peter?“

„Ich will ein Geschäft haben.“

Jakob schauert sich den Ellenbogen vor lauter Vergnügen.

„Soo, Du willst ein Geschäft haben?“

„Zatwohl, damit verdient man am meisten Geld.“

Die Eltern blickten sich verstohlen an.

„Ich will Viehhändler werden, so wie Anders Babbesgaard.“

Das aber scheint dem Alten bedenklich. Der bloße Gedanke macht ihn schwindeln. Also selbst der solide und besonnene Peter konnte ihnen Grund zu Besorgnissen geben.

Der vergnügte und lebhafteste Schimmer verschwindet aus Jakob Weidenhäuslers Antlitz das wieder den gewohnten kummervollen Ausdruck annimmt. Dann sagt er: „Du wirst doch wohl ein ehrlicher und treuer Knecht bleiben in Deinen Stellungen, damit wir Freude an Dir haben können!“

„Ein Geschäft will ich haben,“ nickt Peter energisch.

Die Mutter fürchtet ebenfalls, daß seine Gedanken zu vermessend sind, daher fügt sie hinzu: „Es ist wohl am besten, Du bleibst mit den Füßen auf der Erde und vergiß nicht, wo Du bist.“

In diesem Augenblick kommt Jens, ein seit einem Jahre konfirmierter Knirps, zur Tür hereingestürzt. Er ist sommerprossig mit dicken Lippen und hat ein Paar entsetzlich große Ohren, die vielleicht heute noch größer als gewöhnlich aussehen, da er ganz kurz geschoren ist. Seine Augen sprühen vor Lebenslust.

Jens schwingt ein blaues Taschentuch. „Huh!“ sagt er und wirft es mitten auf den Tisch.

Der Vater sieht ihn verwundert an. „Was hast Du denn da?“

„Das ist Weizenbrot und Kuchen! Heute wollen wir, Gott verdamm mich, einmal flott leben!“ antwortet der Junge und lacht. „Ich glaub', Du bist verrückt, Jung,“ schilt die Mutter; im Grunde aber freut sie sich trotzdem über ihren Zens.

(Fortsetzung folgt.)

## Das 46. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins.

(Zürich, 27.—31. Mai 1910.)

Zum zweiten Male seit dem bald fünfzigjährigen Bestehen des Allgemeinen Deutschen Musikvereins versammeln sich die deutschen Tonkünstler in Zürich. Das erste Mal, im Jahre 1882, stand das Prachtgebäude der Tonhalle noch nicht und auch sonst war das Züricher Musikleben noch nicht so entwickelt wie seit nummehr etwa einem Jahrzehnt. So lange nämlich besteht der nach deutschen Vorbildern organisierte „Schweizerische Tonkünstlerverein“, und es ist erstaunlich, zu welchen Leistungen Volkmar Andreaes straffe, von innerer Kunstliebe beflügelte Disziplin das Tonkünstlerorchester der Tonhalle in verhältnismäßig kurzer Zeit anzufachen gewußt hat, also daß diese sonst nicht an so schwere Aufgaben gewöhnten Musiker mit Lust und Liebe ihr riesenprogramm bewältigten, und zwar in einer im großen und ganzen befriedigenden Weise.

Drei Orchesterkonzerte haben in diesen Züricher Festtagen stattgefunden, bei denen das Tonhallenorchester in angestrengtester Weise tätig sein mußte. Von Konzert zu Konzert nahmen die Schwierigkeiten zu. Eingeleitet ward das erste Orchesterkonzert mit der Ouvertüre „Pandora“, des ersten, reifen, gediegenen Musikers Arnold Mendelssohn, für dessen gemäßigten Stil die Geißsporne, die Hypermodernen nur ein ironisches Achselzucken übrig haben. Meiner Meinung nach verträgt sich gerade mit dem Goetheschen Prometheusstoff die etwas altfränkische und doch nicht trodene Feierlichkeit der Mendelssohnschen „Pandora“-Musik durchaus. Nimmt man die philiströse Hausbacktheit des Klavierkonzertes von Hans Huber dagegen, so erkennt man erst die Ueberlegenheit Mendelssohns. Recht belanglos gibt sich des jungen Altenburger Kapellmeisters Theodor Blumner Karnevals Episode, deren Thematik hart ans Triviale streift, dagegen finden sich in den Orchesterliedern von Otto Lies, wenn man die Maeterlinck nachempfundenen Texte der „Dichterin“ — einer Frau Dr. Cajetan-Wilner — in Betracht zieht, Stellen von viel Eigenreiz, namentlich was die selbstam detailreiche Instrumentation anbetrifft. Was wollen aber alle die Werken dieser mehr oder weniger talentierten Musikmacher besagen gegen die überragende Gewalt des 100. Psalmes von Max Reger, ein Werk, das bei dieser Gelegenheit seine erste Aufführung vor größerem Kreise erfuhr. Nach einmaligem Hören läßt sich zwar nicht abschließend über einen solchen Koloss urteilen, den man zunächst nur bestaunen, immer wieder bestaunen muß. Es ist ein Menschheitsdankesang aus viel tausend Kehlen, den Reger hier anstimmt, und es wirkt schier überwältigend, wie er dieses Dankgebet lapidar zu verallgemeinern und dabei doch zu individualisieren weiß, wie er das wildbegeisterte Durcheinander eines betseeligen Volkes kontrapunktisch zu malen weiß.

Im Gegensatz zu diesem ersten leidenschaftlichen Konzert trug das zweite Orchesterkonzert das Gepräge zarter Romantik, die freilich auch ins Wild-Pathetische überging. Frederick Delius, der seltsame Weltenbumler, den das Leben vom Plantagenpflanzler zum anglisterten französischen Kunststeiniedler gewandelt hat, Delius kam mit einer „Brigg Fair“ betitelten Orchester-Rhapsodie zu Worte, in der die Liebessehnsucht eines an einem Sommer Sonntag zur Kirchweih gehenden Jünglings zwar tonmalerisch etwas zu wörtlich, aber andererseits doch wieder recht plastisch geschildert wird. Delius ist musikalischer Freiluftmaler und Stimmungsausleger zugleich: in seiner Musik lebt die Seele eines feinen Künstlermenschen von außerordentlichem musikalischen Können. An Können steht ihm Siegmund von Hausegger sicherlich gleich, nur ist die leidenschaftliche Stimmungsmalerei, wie sie dieser Musiker in seinen beiden neuen wie auch schon in seinen früheren Orchesterliedern liebt, nicht jedermann zugänglich, namentlich nicht jenen Einseitigen, die vom modernen Stimmungslieb die gleiche ausgesprochene Melodiosität verlangen wie von den Gesängen der klassischen Zeit. — Wenig Freude machte mir die Klavier-Rhapsodie des ungarischen Komponisten Béla Bartók, der es nicht vermocht hat, das virtuose Element mit dem Rhapsodischen zu einer Einheit zu verschmelzen. So bleibt seine Klavierrhapsodie nichts als ein äußerlich wirksames Virtuosenstück. Ganz dilettantisch aber nuteten mich die Bruchstücke aus einer Pantomime „Ariadne“ an, die der mir als trefflicher Sänger seit langen Jahren wohlbelannte Tenorist Ludwig Heß komponieren zu müssen gemeint hat. — Viel Talent verrät die Edur-Sinfonie des jungen Wiener Komponisten Karl Weigl, die nur an zweierlei krankt: einmal an einer uns Nichtwienern nun einmal unendlichen Süße der Melodik, dann aber namentlich an einer echt jugendlichen Hebeligkeit, die allerdings durchaus nicht mit

Phrasenhaftigkeit identisch ist. Jedenfalls wird man sich den Namen Karl Weigl merken müssen.

Entschieden den Höhepunkt des ganzen Festes bedeutete das dritte und letzte Orchesterkonzert. Zwar die ersten beiden Werke (Karl Martin Coefflers höchst äußerliches „A Bagan Poem“ und teilweise — namentlich in dem zu kontrastarmen ersten Satz — auch Schillings Violinkonzert) waren nur mittlere Wertgaben; dafür bargen aber dann die beiden Chorwerke, Friedrich Klofes Melodrama „Die Wallfahrt nach Keblaar“ (nach dem bekannten Heineschen Gedicht) und vor allem Walter Braunsfels' machtvolle Komposition des 6. Kapitels der Offenbarung Johannis große Schönheiten. Friedrich Klose hat sich seine Aufgabe schwer gemacht. Er hat das Wallfahrter- und Kirchenmotiv des Heineschen Gedichts zum Leitmotiv erwählt und läßt sich die eigentliche Leidensgeschichte des liebeskranken Sohnes der sorgenden Mutter deutlich von dem Hinter- und Untergrunde dieses Milieus abheben. Dabei macht sich nur leider wiederum die Ueberlegenheit des gesungenen Wortes gegenüber dem gesprochenen sehr betrüblich geltend: die Deklamation raubt immer wieder der Orgel- und Chorillustration des Textes die rechte Eindrukskraft. Immerhin bleibt doch ein sehr starker Gesamteindruck im Hörer haften, und die schlichte Tonsprache Klofes wird dazu beitragen, das Werk bekannt, vielleicht gar populär zu machen. Zu einem solchen allgemeinen Beifall wird es Walter Braunsfels' „Offenbarung Johannis“ nicht leicht bringen, wegen der unerbittlichen Realistik, mit der dieser junge Künstler an die Komposition des jüngsten Gerichts schreitet. Ein Siegel nach dem anderen eröffnet das „Lamm“, beim Definieren des sechsten aber „ward ein großes Erdbeben, und die Sterne des Himmels fielen zur Erde, und die Sonne ward schwarz wie ein härterer Sad“ — mit erstaunlicher Originalität im Thematischen und mit kolossaler Orchestrierungskunst, hinter der die Vokalstimme nicht zurücktritt, schildert Braunsfels diese furchtbaren Ereignisse, und die Spannung des begeistert lachenden Publikums entlud sich in einhelligem Beifall.

Kur kurz will ich noch auf die beiden Kammermusikveranstaltungen des Züricher Musikfestes eingehen und zu allererst Regers erst vor einigen Wochen beendeten, mit einem ganz herrlichen, wie eine Fortsetzung der Klavier annutenden Larghetto ausgestatteten Streichquartett in D-moll die gebührende Anerkennung zollen. Wenn sich auch in den Sätzen manche „himmlische“ Länge bemerkbar macht, so fühlt man doch stets den großen Atem des Meisters wehen, man spürt nichts Sequäles, wie etwa in dem nur klanglich erfreulichen Streichquartett von Hermann Suter oder dem solide gearbeiteten Trio von Rob. Heger; man merkt keine absichtliche aphoristische Kürze, wie etwa in des begabten Pianisten Emil Frenk „Dritter Violinsonate“, auch von den gräßlichen bewußten Dissonanzen, wie sie der Ungar Joltan Kodaly in seinem Streichquartett anzuschlagen liebt, spürt man bei Reger nichts. Nur die Sonate für Violine allein (von Anna Hegner aus Basel ganz meisterhaft vorgetragen), die der schon früher vorteilhaft hervorgetretene Freiburger Komponist Julius Weismann auführte, ist ein abgeklärtes Kammermusikwerk. Auch Walter Lampe erwies sich in einigen von ihm selber vorgetragenen Klavierstücken wieder als der abgeklärte vornehme Musiker, als den wir ihn längst kennen. Auch unter den Liedergaben fand sich mehr als eine wohlgelungene: so lebt in den Gesängen des in München wirkenden Richard Mors ein feiner poetischer Sinn und viel Eigenart, wenn auch die Deklamation hier und da etwas breit gehalten ist. Weniger geglückt erschienen mir die Lieder H. Stammers, und auch unter den Gesängen von Bernhard Selles, der sich früher als guter Musiker bewährt hat, wollte mir keiner besonders kraftvoll dünken, dagegen ist H. Trunks „Im Vollston“ ein hübsch altfränkisch behäbiges Liedlein.

Wollen so die Konzerte des Tonkünstlerfestes viel Wohlgelungenes, so dürfen auch die geselligen Zusammenkünfte als sehr glücklich arrangiert bezeichnet werden. Namentlich das Begrüßungsbanquet, bei dem sich ein Regierungsvertreter launig selbst als „Decorationsobjekt“ vorstellte, nahm einen gemüthlichen Verlauf, ebenso die Seefahrt auf dem Züricher See u. dgl. mehr.

Nächstes Jahr wird sich der Verein in Weimar zur Liszt-Dentenarfeier zusammensuchen.

Artur N—r.

## Erdbeerparadiese.

Ende Mai kommen die ersten Erdbeeren auf den Markt; sie spielen dann wochenlang eine wichtige Rolle — und das mit Recht. Kennt auch die Heißhunde sie nicht mehr, so weiß doch jedermann, daß Erdbeeren für den Kranken eine gesunde Kost sind. Sie wirken auf den menschlichen Organismus wie alle frischen, säuerlich schmeckenden Obstarten: Johannisbeeren, Sauerkirschen und Äpfel. Sie löschen den Durst; durch ihre kühlende Wirkung beruhigen sie das Gefäßsystem und erregen Appetit. Ihren Nährwert erhalten sie durch den Zudergehalt, der bei der würzigen Walderdbeere 5—6 Proz. beträgt. Durch Zuderzusatz werden Erdbeeren natürlich noch nahrhafter; freilich, sie sättigen nicht: sind doch 6 Kilogramm Erdbeeren erforderlich, um 2½ Kilo Kartoffeln, und 970 Gramm Erdbeeren, um ein Pühnerei auszugleichen!

Ein recht's Erdbeerparadies lernte im Anfang des 18. Jahrhunderts der französische Ingenieur Frégier in Chile kennen. In der Umgebung der Stadt Concepcion ziehen sich einige kleine Täler

hin, die man künstlich bewässert hat, um ihnen auch in der regenarmen Zeit das wohlthuende Naß zuteil werden zu lassen. Längs der künstlichen Wasserstraßen sind Erdbeerplantagen angelegt und zur Zeit der Ernte werden von den Bewohnern jener Stadt wie auch von den Palparationeseisen Ausläufe in diese Erdbeerefelder unternommen, auf daß sie sich an Ort und Stelle im Erdbeereifen gütlich tun.

Diese hilenische Frucht gedeiht vortrefflich auch auf europäischem Boden, und sie ist für die Erdbeerzucht unseres Kontinents von Bedeutung geworden. Frégier verpflanzte sie nach seiner Heimat, der Bretagne, und legte somit die Grundlage zu den ausgedehnten Kulturen in der Umgebung von Brest. Hier erntet man in der Saison an 2 1/2 Millionen Kilogramm, wovon 2 Millionen nach Paris gehen, während der Rest in den großen Städten konsumiert wird.

Ein Dorado für Erdbeereifer ist ferner Kalifornien, und der Markt von San Francisco ist vielleicht der einzige auf der ganzen Welt, auf dem während des ganzen Jahres frische Erdbeeren feilgeboten werden. Ihre Kultur liegt hier ausschließlich in den Händen der Chinesen. Während der Hauptsaison werden täglich über 500 Kisten (von denen jede nahezu 150 Kilogramm) geerntet. Ist der Ertrag geringer, so wird das Pfund mit 30 Cents (1,20 M.) bezahlt, in guten Jahren mit 10 Cents (40 Pf.). Vier Monate hindurch sind an 10 000 Menschen in der Erdbeerente beschäftigt und es gehen von hier aus ganze Eisenbahnzüge nach den Zentralstaaten der Union.

Nicht minder blüht die Erdbeerkultur in Virginien. In der Nähe von Norfolk baut ein einziger Züchter 185 Acres Erdbeeren und beschäftigt zur Ernte Laufende von Pflündern. Es wurden von dort aus im Jahre 1888 über 3 Millionen Quartes dieser Früchte verschifft, wovon nach New York 850 000 Pfund kamen. In derselben Saison wurde der New Yorker Markt außerdem tagtäglich mit mindestens 2000 Pfund beschickt. Im ganzen wurden schon damals in den Vereinigten Staaten Erdbeeren im Werte von 6 Millionen Dollar geerntet.

Die virginische Erdbeere, die übrigens an den Niagarafällen in erstaunlicher Menge wild wächst, fand in England eine zweite Heimat. Im Laufe des 17. Jahrhunderts kam sie in die Grafschaft Kent und machte diese zum Erdbeerlande. Ein dortiger Pächter, Mr. Vinson in Swanton, bestellt jährlich 135 Hektar mit Erdbeeren und erntet täglich viele Tausende von Pfunden, von denen die ersten Sendungen 1,50 bis 2 M. im Engros bringen! In England, Frankreich und Holland entwickelte sich allmählich eine ausgedehnte Erdbeerkultur und -Züchtung. Namentlich sieht der Erdbeerbau Englands in großer Blüte. Man zieht dort Erdbeeren, von denen ein Stück 1/4 Pfund wiegt. Eine einzelne Erdbeerpflanze bringt im nächsten Jahre durch Ausläufer 50 andere hervor, und diese im zweiten Jahre ebensoviel, so daß im Laufe von drei Jahren 125 000 Pflanzen aus einem einzigen Stück entstehen. Wenn die Pflanzen ihre volle Tragfähigkeit haben, d. h. im zweiten und dritten Jahre, ergeben sie 2 1/2—3 Tonnen Früchte pro Acre (1 Acre = 4,4 Ar; 1 Tonne = 1016 Kilogramm). Nach dem dritten Jahre nimmt sowohl die Größe der Früchte wie die Ertragsfähigkeit ab, und nach dem Ende des vierten Jahres wird die Kultur gewöhnlich umgepflügt.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es dem Züchter Keen in Isleworth, Samen der großen weißen Chillerdbeere „Imperial Strawberry“ zu züchten, und nun begann man, sich auf Kreuzungsversuche zu legen. Wie weit man es, darin gebracht hat, beweisen die vielen heute existierenden Erdbeersorten, deren Zahl Gartenbaudirektor Götsche mit mehr als tausend angibt.

Noch vor 30 Jahren waren die großen Gärtnereien an der Riviera nicht nur die Lieferantinnen des Blumenflors für unsere Winterberggnügungen, sondern auch die der Erdbeeren. Heute ist das anders geworden. Unsere Gärtner sind nach beiden Richtungen hin ihren ausländischen Kollegen ernste Konkurrenten geworden, denn während des Winters werden auch in Deutschland eine ganze Anzahl vorzüglicher Erdbeersorten gezüchtet, die natürlich — wie jene Riviera-Erdbeeren — nur für die oberen Zehntausend bestimmt sind.

Als eine der ältesten deutschen Kulturstätten dieser Früchte sind die Rheinlande zu nennen. Es wird hier namentlich die Moschus- oder Zimterdbeere angebaut, die deshalb auch „Rheinländer-Erdbeere“ genannt wird. Diese Sorte hat die Eigentümlichkeit, daß sie keine Zwitterblüten, sondern einhäufige Blüten entwickelt, d. h. Blüten, die entweder nur Staubgefäße oder nur Stempel enthalten, von denen naturgemäß bloß die letzteren Früchte entwickeln. Die männlichen Stöcke, Caprons oder Böcke genannt, lassen sich leicht an einem schwarzen Punkt in der Blüte erkennen. Fruchtbare Stöcke entwickeln Blüten mit verkümmerten Staubgefäßen und ohne den schwarzen Punkt.

Auch für die Bewohner des Schwarzwaldbörzschens Stauffenberg bei Kastatt, die bis in die fünfziger Jahre in Armut und Elend lebten, ist die Erdbeerkultur zu einer bedeutenden Einnahmequelle geworden. Außerdem haben die Städte Erfurt, Stuttgart, Jena und Rötzen ausgedehnte Erdbeerkulturen. Das bedeutendste deutsche Erdbeerparadies ist aber die Lößnitz, jenes liebliche Stückerde im Königreich Sachsen, das sich aus den Willenskolonien Madebeul, Ober- und Nieder-Lößnitz, Köpchenbroda, Sektowitz, Zitzschewitz, Roschwitz und Weinböbla zusammensetzt und ein Lustkulum für Rentner und Pensionäre ist. Unterhalb

der sächsischen Meißenz zieht sich rechtsehrlich ein Areal von 900 Hektar hin, das lediglich der Erdbeerkultur dient. In der Hochsaison beträgt der Tagesumsatz durchschnittlich 2000 Kilogramm, ganz abgesehen von den Nebenverläufen und direkten Grosso-Abkäufen. Ganze Waggons der süßen Früchte gehen nordwärts, namentlich nach Berlin. Während der Saison halten darum auch die zwischen Dresden und Berlin verkehrenden Schnellzüge in Köpchenbroda, um die bereitstehenden Erdbeertwagen mitzunehmen.

Gleich Stauffenberg verdankt auch Werder an der Havel seinen Aufschwung dem Obstbau. Seit etwa einem halben Jahrhundert kommen die Werderschen Obstdendungen auf Schlepplätern bis ins Herz Berlins. Erdbeeren und Kirchen eröffnen den Markt.

Vor den Toren der Meisenstadt hat sich jüngst noch eine zweite Kulturstätte der Erdbeeren entwickelt: Aus märkischem Sande hat emsigere Fleiß ein grünes Stückchen Erde geschaffen: die Obstbaufolonie Eden, deren Ernte jetzt wohl mehr denn hundert Zentner beträgt. C. Schenking.

## Kleines feuilleton.

### Erziehung und Unterricht.

**Kinder mit verspäteter Sprachentwicklung.** Während einige Kinder schon verhältnismäßig frühzeitig im Besitz einer gewissen Sprachfertigkeit sind, verhalten sich andere passiv und zeigen verlangsamte Sprachentwicklung. Das ist aber durchaus kein Gradmesser für die spätere Intelligenz. Es braucht uns die erstere Erscheinung nicht mit lähnen Hoffnungen zu erfüllen und umgekehrt die letztere Tatsache nicht sorgenvoll zu stimmen. Wie aus der Erfahrung hervorgeht, sind die sprachlich frühzeitig entwickelten Kinder nicht immer und unter allen Umständen die bestbelegten, und verlangsamte Sprachentwicklung findet sich nicht selten auch bei normalen und später geistig ganz regen Kindern.

Die Ursache der verspäteten Sprachentwicklung ist in einer gewissen Schwerefülligkeit, in einer langsamen Erregbarkeit der Sprachmuskulatur zu suchen. Es fehlt die Sprechlust, es zeigt sich ein Mangel der Sprachnachahmung. Halten wir das gleich fest, so werden uns dadurch die besten Fingerzeige gegeben für zweckdienliche Abhilfemaßnahmen. Vollständig verkehrt wäre es, mit Gewalt vorzugehen, d. h. sprachliche Uebungen anzustellen und sofortiges Nachsprechen zu verlangen. Vielmehr muß indirekt, mehr spielend, aber natürlich doch zielbewußt vorgegangen werden. Vor allen Dingen ist es notwendig, die speziellen Sinne der Nachahmung — Gesicht und Gehör — zu scharfen. Man spreche viel und öfters mit dem Kinde, man erzähle ihm Geschichten, zeige ihm Bilder und bespreche die dabei dargestellten Vorgänge; auch begleite man seine Tätigkeiten und die des Kindes mit Worten. Bei Spaziergängen, bei Vorkommnissen im Freien benutze man jede Gelegenheit, mit dem Kinde zu reden. Kurzum, man suche auf alle mögliche Art und Weise die Sprechlust des Kindes zu reizen, ihm Lust zur Sprachnachahmung zu bereiten. Es wird sicher dadurch Interesse für die Sprache bekommen. Gesicht und Gehör werden ungemein geschärft werden. Nicht schätzenswert dürfte auch die Anwendung von Kinderliedern sein, Spielen mit Gesang, rhythmische Uebungen mit Gesang. Vorkommenden Falles versäume man auch nicht, auf neue Geräusche und Schalleindrücke aufmerksam zu machen, z. B. auf das Plätschern des Wassers, das Klacken des Balbes, das Knarren der Räder usw. Daneben sind noch von Wichtigkeit Uebungen, die das Sprachbewegungszentrum direkt beeinflussen. Damit sind turnerische und gymnastische Uebungen gemeint. Natürlich darf man diese nicht überschätzen und nun einzig und allein alles von ihnen erwarten, aber immerhin verdienen sie ernste Beachtung und Berücksichtigung. Unzweifelhaft die wichtigste Tatsache ist selbstverständlich die Uebung und Stärkung der Sprachmuskulatur selbst. Mannigfaltig sind die Uebungen, welche in deren Dienst gestellt werden können. Es ist unmöglich, sie alle des näheren anzuführen, doch sei auf einige kurz verwiesen, zum Beispiel: Blasen auf einem Kinderblasinstrument, Blasen ins Wasser mittels Röhren oder Strohhalm, Beglücken von Flaumfedern oder Papierknitteln, Anblasen von Papiermüllchen, Blasen nach einem Papierstreifen, nach einer Flamme, nach einem Kerzenlichte, Hauchen an das Fenster oder auf den Handrücken, Seifenblasen machen, in den hohlen Schlüssel blasen. Endlich können noch gute Dienste leisten: Uebungen, die sich auf die Endstationen der Sprache notwendig Stellen beziehen (Zähne, Zunge, Lippen). Es seien einige angeführt: Vorschieben der Lippen (Müffel machen), Schnurren mit den Lippen, Vorschieben und Zurückziehen der Zunge, Zunge heben über die Oberlippe bis zur Nase, Zunge senken über die Unterlippe, mit der Zunge schnalzen, Sehen der oberen Zahnreihe auf die Unterlippe und Blasen auf dem Daumrücken u. a. m. Sicher kann auf diese Art und Weise viel geschehen, um sprachlich zurückgebliebene Kinder zu fördern und verspätete Sprachentwicklung günstig zu beeinflussen. Liegen doch alle angeführten Maßnahmen in dem Wesen der hier fraglichen Erscheinung begründet. Zwar machen sie etwas Mühe und Arbeit, aber die aufgewandte Zeit wird sich gewiß lohnen.

Dr. R.